



## **Kurzer Abriss des Forschungsprogramms, der Perspektiven und einiger neuer Akzente für die zweite Förderperiode bis 2017<sup>1</sup>**

### **Theoretische Ausrichtung**

Seit seiner Einrichtung im Jahr 2006 bewegen sich die Forschungen des Exzellenzclusters „Kulturelle Grundlagen von Integration“ in einer Grundspannung zwischen dem Aktualitätsdruck des Themas und den Notwendigkeiten wissenschaftlicher Grundlagenforschung. Auf allen Ebenen, von den Anforderungen familiären und nachbarschaftlichen Zusammenlebens bis hin zu politischen Fragen in globalem Maßstab, wird im gesellschaftlichen Diskurs die Integrationsproblematik als vordringlich wahrgenommen. Dieser Dringlichkeit muss sich auch die akademische Forschung stellen.

Auf der anderen Seite jedoch begreift sich der Cluster als ein auf grundlagentheoretische Reflexion hin ausgerichteter Forschungsverbund, in dem kultur- und sozialwissenschaftliche Ansätze mit historischen Langzeitbeobachtungen zusammengeführt werden. Sein unmittelbares Ziel besteht weder in Politikberatung noch in der Erarbeitung von Konzepten für die Praxis – Aufgaben, denen sich zahlreiche spezialisierte Einrichtungen mit entsprechender Kompetenz widmen. Das Forschungsprofil des Clusters gebietet, bei aller notwendigen Offenheit für aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen, Distanz zur Tagespolitik und zu massenmedialen Aufregungskonjunkturen, deren Ertrag aus wissenschaftlicher Sicht meist gering ist. Stattdessen sind Schlüsselbegriffe der Debatte kritisch zu hinterfragen und auf ihre Validität hin zu überprüfen. Dies betrifft auch und gerade diejenigen Begriffe, die sich im Titel des Clusters selbst finden, nämlich Kultur und Integration.

Sozialtheoretisch steht der programmatische Imperativ im Vordergrund, „Beschreibungsmodelle für dezentrierte Organisationsweisen des Sozialen“ zu finden und daran auch landläufige Vorstellungen von Integration zu messen. Sofern unter ‚Integration‘ im ursprünglichen Wortsinn die (Wieder-)Herstellung eines integren Ganzen, und zwar durch die Solidarität einer homogenen Gemeinschaft, verstanden wird, ist dieses Konzept den gesellschaftlichen Anforderungen heutigentags nicht mehr gewachsen. Bei solchen ‚Wiederherstellungen‘ hat es sich stets eher um imaginäre als faktische Größen gehandelt – in der Moderne sehr häufig um ethnonationalistische Ganzheitsvorstellungen, die quer zu den vor- bzw. nichtmodernen Typen gesellschaftlicher Differenzierung stehen und zudem viele Formen sozialer Bindung auch in modernen Gesellschaften unberücksichtigt lassen. Hier stößt überhaupt das Referenzmodell des Nationalstaats, das die aktuellen Integrationsdebatten noch immer beherrscht, an seine Grenzen. Es muss durch einen Theorieaufbau gerahmt werden, der konsequent alle Niveaus sozialer Vernetzung, von der Ebene der persönlichen Interaktion bis zu den globalen Waren- und Kapitalströmen, in Rechnung stellt. Zu den Aufgaben der gegenwartsorientiert-empirischen und

---

1 Dieser Text entspricht einem leicht redigierten und stark komprimierten Auszug aus dem Antrag des Clusters für seine zweite Förderperiode. Es handelt sich also ausdrücklich um „graue“, nicht bzw. allenfalls nach vorheriger Freigabe in Publikationen zitierfähige Literatur. Wir bitten, dies zu beachten.

der historischen Forschung im Cluster zählt es, die aktuelle wie die geschichtliche Vielfalt von Formen der Staatlichkeit, aber auch von nichtstaatlichen gesellschaftlichen Verfasstheiten ins Bewusstsein zu rufen, um auf diese Weise die Relativität heutiger Konfliktdiagnosen deutlich zu machen.

Kulturtheoretisch steht im Forschungsdesign des Clusters nichts weniger als der Stellenwert kultureller Prozesse und ihr Verhältnis zu sozialstrukturellen Gegebenheiten zur Diskussion. Dabei ist die Tatsache zu berücksichtigen, dass die Verwendung des Begriffs ‚Kultur‘, die Berufung auf einen kulturellen Identitätskern und die Herleitung von Konflikten aus religiös-kulturellen Differenzen ihrerseits einen hochgradig politischen Akt bilden, der gegebenenfalls über eine Vielzahl von Folgeoperationen entscheidet. Schon aus diesem Grund verbietet es sich, ‚Kultur‘ als einen Gegenstandsbereich neben anderen (etwa Wirtschaft und Politik) anzusehen. An Stelle einer ontologischen Bestimmung ist vielmehr nach den Gründen dafür zu fragen, wann und warum die Referenz auf Kultur erhöhte Bedeutung gewinnt. So ist seit den 1980er Jahren festzustellen, dass viele soziale Phänomene, insbesondere solche konfliktthafter Natur, als kulturbedingt thematisiert werden, die bis dahin mit politischen oder ökonomischen Ursachen in Verbindung gebracht worden waren. Keineswegs ist dabei von vornherein ausgemacht, zu welchen Teilen sich die wachsende Bedeutung des Signifikanten ‚Kultur‘ auf einen Wandel der Konfliktverläufe und der Konfliktsemantiken zurückführen lässt, ob es sich hier also um eine faktische oder diskursive Verschiebung handelt und welche genaue Wechselwirkung zwischen beiden besteht.

Trotz der thematischen und methodologischen Spannbreite der im Cluster vertretenen Disziplinen hat die Zusammenarbeit der letzten fünf Jahr zu einem hohen Grad an gemeinsamen theoretischen Vorverständigungen geführt. Diese äußern sich jedoch nicht in einem vereinheitlichten Begriffsvokabular. Das wäre weder mit der bewusst dezentral-netzwerkartigen Anlage des Clusters noch mit seinem Pluralismus in inhaltlicher Hinsicht vereinbar. Nur ein Teil der Projekte ist explizit kulturtheoretisch angelegt. Indes besteht eine weitgehende Gemeinsamkeit darin, dass an die jeweiligen Untersuchungsgegenstände keine vorab fixierten Kategorien angelegt werden, sondern dass aus dem Material heraus Begriffsarbeit geleistet wird, die sich von innovativen Entwicklungen in anderen Disziplinen anregen lässt. Als gemeinsames Credo der Clusterforschungen lässt sich formulieren, dass sie die Kernbegriffe der Konstanzer Agenda von der ihnen innewohnenden Prozessualität her denken und dadurch gewissermaßen verflüssigen, statt sie mit holistischem und normativem Anspruch einzusetzen. ‚Integration‘ wird in der Rückkopplung mit Desintegration untersucht, ‚Kultur‘ als spannungsvolle Polarität von De- und Reinkulturalisierungen gefasst, ‚Religion‘ als ein Referenzbereich mit historisch und regional äußerst variablen definitorischen, ontologischen bzw. institutionellen Eigenschaften. Schließlich ist auch ‚Gesellschaft‘ nicht in einem exklusiv modernen Sinn zu verstehen (und als eine – womöglich bedrohte – Ganzheit anzusprechen), sondern figuriert lediglich als terminologischer Platzhalter für unterschiedlichste Formen menschlicher Vergemeinschaftung und Sozialität, deren jeweilige morphologische Eigenart zu berücksichtigen ist. Alle genannten Begriffe sind analytisch nur dann fruchtbar, wenn sie, in Abgrenzung von polemischen Instrumentalisierungen, in einem dezidiert ‚schwachen‘, Heterogenität zulassenden Sinn gebraucht werden. Insbesondere der Zugewinn von außereuropäischer Kompetenz in Konstanz (Religionsvergleich, Ethnologie) macht es immer wieder erforderlich, terminologisch-konzeptuelle Festlegungen, die explizit oder stillschweigend auf westliche Traditionen gegründet sind, im Licht ganz andersartiger Evidenzen zu überdenken.

Die Entscheidung, Prozesshaftigkeit, Transformation, Mobilität und grenzüberschreitende Dynamiken zu akzentuieren, statt von vorab feststehenden sozialen Entitäten und Kulturräumen auszugehen, ist allerdings nicht so zu verstehen, dass innerhalb des klassischen Binarismus von Struktur vs. Handlung beziehungsweise Struktur vs. Situation nun einfach auf die Seite des Beweglich-Situativen und der ihr gemäßen Mikroanalyse ‚umgebucht‘ würde. Weiterhin werden auch Strukturfragen auf makroanalytischem Niveau zu behandeln sein, wobei jedoch ein Hauptanliegen darin besteht, eine angemessene Beschreibungssprache für die Elastizität von Strukturen und die in ihnen enthaltenen Verhaltens- und Deutungsoptionen zu entwickeln.

## **Integration/Desintegration**

Begriffe gewinnen ihr semantisches Profil durch die ihnen zuzuordnenden Antonyme. Für den Integrationsbegriff ist als Besonderheit festzuhalten, dass er sich im Verhältnis zu zwei ganz unterschiedlichen Gegenbegriffen definiert: Exklusion und Desintegration. Exklusion bezeichnet die Verweigerung von Integration als symbolischen Akt und als soziale bzw. politische Praxis; das zugehörige Narrativ gestaltet in der Regel ein Überfremdungsszenario aus. Desintegration dagegen beschreibt einen Strukturprozess. Das Wort bezeichnet unterschiedliche Stadien der Lockerung, der Auflösung und des Zerfalls von sozialen und systemischen Gebilden. In Verbindung mit dem Begriff der Exklusion gewinnt der Begriff der Integration eine ethische Dimension und zielt darauf, dem Fremden oder Ausgeschlossenen einen Platz in der Gesellschaft einzuräumen. Auch bezogen auf Desintegration wird von Integration zumeist mit einem normativen Akzent gesprochen; gemeint sind dann die Erhaltung, Stabilisierung, Befriedung, Konsolidierung bzw. Erneuerung eines gefährdet geglaubten Zustandes oder einer als prekär empfundenen Identität. In der Regel verbindet sich dies mit der besonders für moderne Gesellschaften charakteristischen Selbstdiagnose einer generell drohenden Anomie. Diese Diagnose wiederum wird gewöhnlich, ob explizit oder implizit, in eine großräumige moderne Verlosterzählung eingebettet. Welche narrativen Mechanismen dabei am Werk sind, ist Gegenstand der Arbeiten in Forschungsfeld B und in der Forschungsstelle Kulturtheorie; welche wissenschaftlichen Beobachtungsweisen sich in diesem Zusammenhang herausgebildet haben, wurde in der ersten Bewilligungsphase von der Nachwuchsgruppe „Idiome der Gesellschaftsanalyse“ und der Cluster-Juniorprofessur für Wissenschaftsgeschichte thematisiert; welchen Zeitformen die Selbstwahrnehmung von Gesellschaften gehorcht, war schließlich zentraler Gegenstand des bisherigen Doktorandenkollegs „Zeitkulturen“.

Das Begriffspaar Integration/Desintegration kann indessen auch in einem neutraleren und stärker analytischen Sinn verwendet werden. ‚Desintegration‘ heißt dann nicht notwendigerweise Zerfall, sondern vergrößerter Bewegungsspielraum. Zudem geht Desintegration auf einer sozialen Referenzebene (etwa des Nationalstaates) gewöhnlich mit Integrationstendenzen auf anderen Ebenen einher (durch supranationale Bindungen, durch corporate governance global operierender Firmen, aber auch, namentlich in jüngster Zeit, durch informelle Netzwerke von Diaspora- und Internet-Communities).

So unterschiedlich derzeitige Forschungsvorhaben innerhalb des Clusters ihrem Gegenstand und ihrer Methode nach sind, sie stimmen darin überein, dass sie ein ausgeprägtes Interesse an Inkohärenzen in Prozessen sozialer bzw. systemischer Integration aufweisen. Solche Inkohärenzen ergeben sich dadurch, dass nicht nur die Interessen der Beteiligten, sondern auch und vor allem die (kulturellen) Ordnungs- und Diskursmuster, in denen diese Interessen zum Ausdruck gebracht werden, divergieren. Dass zur Bewältigung von Inkohärenz sehr häufig Erzählungen eingesetzt werden, wird inzwischen auch in den politik- und

rechtswissenschaftlichen Forschungen innerhalb des Clusters anerkannt. Während im Fall von Wolfgang Seibels Studie zur NS-Besatzungsverwaltung in Frankreich die wissenschaftliche Aufgabe eher darin lag, der normativen Macht überraschungsfreier historischer Narrative, die im gesellschaftlichen common sense ankern, entgegenzuwirken, muss in den aktuellen Arbeiten zu internationalen Übergangsverwaltungen die Wirkung von Narrativen als Organisatoren von common sense-Strukturen einkalkuliert werden, will man den Erfolg oder vielmehr Misserfolg lokaler Interventionen der Staatengemeinschaft zu erklären versuchen. Das gilt für die Frage der Lernfähigkeit von Verwaltungsbükratien in gleichem Maß wie für das notorische Kommunikationsproblem einer supranationalen Sicherheitspolitik.

## **Kultur als „Kampfvokabel“**

In noch höherem Maß als der Begriff ‚Integration‘ ist das Wort ‚Kultur‘ in aktuellen Debatten zu einer Art Kampfvokabel geworden. Das bringt die kulturwissenschaftliche Forschung in eine doppelte Verlegenheit: methodologisch, weil sie es nicht nur mit der Deskription kultureller Phänomene zu tun, sondern zugleich die Art und Weise in Rechnung zu stellen hat, in der die Kategorie „Kultur“ durch die beobachteten Akteure verwendet wird; inhaltlich, weil sie sich ‚falscher Freundschaften‘ erwehren muss. Auch in dieser Hinsicht ist die aktuell geführte Debatte signifikant. Es ist unübersehbar, dass die Rede von der kulturellen Andersartigkeit der Immigranten in dem Maß forciert wurde, in dem aus den „Gastarbeitern“, die in Industrie und Dienstleistung das unterste Lohnsegment rekrutierten, „ausländische Mitbürger“ und schließlich tatsächlich Mitbürger auch im staatsrechtlichen Sinn geworden sind, die sich dauerhaft in Deutschland ansiedeln (aber durch das neue Attribut der „Deutschen mit Migrationshintergrund“ ein dauerhaftes Unterscheidungsmerkmal zugeschrieben bekommen). Die kulturelle Rahmung des Umgangs mit Migranten ist in vielen Hinsichten folgenreich. Da über lange Zeit die städtischen Kulturreferate für die „Gastarbeiter“ zuständig waren und sie durch Folklorepflege in ihrer Rückkehrperspektive zu bestärken versuchten, war das Konzept „andere Kultur“ – in der Erweiterung dieses Begriffs auf die Gesamtheit der Lebensverhältnisse – das einzige Gefäß, das für die Einwanderungsgruppen in der Zielgesellschaft bereitstand. ‚Kultur‘ diente unter diesen Umständen als ein Signifikant der Alterisierung, weshalb die multikulturelle Anerkennung von Migranten als Angehörigen einer anderen Kultur immer schon zu spät kommt und nur noch an den Symptomen der Fremd- und Selbstausgrenzung der jeweiligen Gruppe laboriert (M. Terkessidis). Mit der Verwendung dieses Begriffs geht die Entscheidung einher, nicht primär von soziostrukturellen Gegebenheiten und deren Auswirkungen (Arbeitsmarkt, Bildungssystem, Staatsbürgerschaftsrecht, Recht auf politische Partizipation) und damit letztlich von egalitären Ansprüchen (Chancengleichheit) zu sprechen, sondern von den Besonderheiten der Minderheit (gegenüber dem mehr oder weniger expliziten Normen der Mehrheitsgesellschaft). Wird ‚Kultur‘ überdies als eine Art Synonym von ‚Religion‘ verstanden, so schließen sich daran nochmals spezifische Assoziations- und Operationsketten an. Während ‚Kultur‘ Alterität konstruiert, ist ‚Religion‘ oft gleichbedeutend mit einer diskursiv unüberwindlichen Alienität – um eine von Herfried Münkler vorgeschlagene Unterscheidung anzuwenden. Entsprechend werden Probleme häufig dann als ‚religiös‘ codiert, wenn ihre Lösung mit innerweltlichen, das heißt politischen Mitteln als unmöglich oder zu teuer erscheint.

Damit soll nicht gesagt werden, dass Migranten lediglich passive Objekte diskursiver Zuschreibungen sind. Ohne Zweifel ist bei Teilen der Einwanderungsgruppen eine intrinsische Tendenz zur Erweckung bzw. Stärkung ethnisch-nationaler Identität, zur Besinnung auf die eigenen kulturellen und religiösen Traditionen (ob historisch oder erfunden) zu verzeichnen. Dies

ist zum Teil als Diaspora-Effekt zu erklären, der mit der zu beobachtenden Radikalisierung in vielen Herkunftsländern seit den achtziger Jahren in enger Verbindung steht. Vor allem die Rede von einer globalen Konfrontation zwischen „dem“ Islam und „dem“ Westen hat auf beiden Seiten dazu geführt, Probleme auf nachbarschaftlichem oder kommunalem Niveau mitunter in ein nachgerade apokalyptisches Licht zu rücken. Auch Immigranten, so marginalisiert sie sein mögen, haben Zugriff auf einen Markt konkurrierender Identifikationsangebote; gerade Marginalisierung fördert das Vermögen zur Ausbildung von patchwork identities, wozu auch das Ergreifen radikaler Optionen der Identitätsstabilisierung gehört.

In der jüngeren Integrationsdebatte ist gegen kulturalistische Ansätze der Vorwurf erhoben worden, dass ‚Kultur‘ oft lediglich einen verschobenen Schauplatz von Interessenkonflikten und Ressourcenkonkurrenzen markiert, ein diskursives displacement, das auch die von diesem Diskurs Betroffenen deplatziert. Dieser Einwand trifft die Kulturwissenschaften auf ihrem ureigensten Feld; er wird im Cluster intensiv und kontrovers diskutiert. Letztlich läuft er auf eine ideologiekritische Position hinaus, derart, dass soziale Forderungen dann in das Feld symbolischer Anerkennungskämpfe verlagert werden, wenn der Wille oder die Möglichkeit fehlen, ihnen auf ihrem ‚eigentlichen‘ Gebiet Geltung zu verschaffen. Die Tatsache, dass sich in den vergangenen Jahrzehnten das Wohlstandsgefälle zwischen Ländern und Bevölkerungsgruppen in massiver Weise verschärft hat, spricht dafür, dass die derzeit beobachtbaren Desintegrationsprozesse massiv von ökonomischen Faktoren beeinflusst sind, auch wenn sie sich auf dem Feld symbolischer Anerkennungskämpfe artikulieren. Einem einseitigen Kulturalismus wäre demzufolge eine Leugnung der sozialen Dimension von Konflikten vorzuwerfen. Allerdings ist dieser Vorwurf auch umgekehrt worden. In Frankreich, wo die Integrationsdebatte unter anderen historischen Vorzeichen geführt wird, ist in jüngster Zeit eine Diskussion darüber entbrannt, ob ein rein sozialstaatlicher Maßnahmenkatalog sich nicht aus gutgemeintem Republikanismus gegenüber den kulturellen Spezifika blind stellt, die zu hohen Schulabbrecherquoten und Kriminalitätsraten bei schwarzafrikanischen Einwanderungsgruppen führen (H. Lagrange).

Das Spektrum möglicher Sichtweisen zeigt, wie wichtig gerade auf diesem Feld die Auseinandersetzung zwischen sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschungsansätzen ist. Eine kultursensible Analyse muss darauf beharren, dass zwischen der Sozialstruktur und dem Handeln sozialer Akteure nur ein vermittelter Zusammenhang besteht; es kommt darauf an, eben diese Vermittlung terminologisch und konzeptuell in den Griff zu bekommen. Andererseits ist die Frage nach kulturunspezifischen sozialen Mechanismen nützlich, um die Reichweite des kulturalistischen Ansatzes zu überprüfen. Als Konsequenz daraus ergibt sich die Notwendigkeit, die historische Reflexion über die Karriere des Kulturbegriffs zu verstärken und dabei die Prämissen auch der heutigen Kulturwissenschaften (selbst)kritisch zu hinterfragen. Eine der im Cluster diskutierten Thesen hierzu lautet, dass auf der Kulturwissenschaft eine mitteleuropäische Hypothek lastet – dass sich nämlich eine Traditionslinie des holistischen, seit den späten 1980er Jahren als problematisch erkannten Kulturbegriffs von der Romantik über die deutschsprachige Volks- und Völkerkunde über Tylor und Boas bis Geertz ziehen lässt. Sollte sich diese Annahme bestätigen, dann ist das Heilige Römische Reich Deutscher Nation als politisches Apriori der Kulturwissenschaft zu begreifen, weil dem Kulturbegriff in Mitteleuropa eine starke Fassung gegeben worden ist, um die im 18. Jahrhundert als Mangel reflektierte Abwesenheit großräumiger staatlicher Strukturen zu kompensieren. Entsprechend erscheint aus französischer Sicht die Kulturwissenschaft in Deutschland als eine akademische Verlängerung des deutschen Sonderwegs. In diesem Licht ist auch die unter Vertretern der betreffenden Fächer derzeit verbreitete Mitteleuropa-Faszination zu befragen: Gemeint ist die Anknüpfung an die Idee des

Reiches und seiner fluiden politischen Figuration als einer Alternative zu den westlichen Nationalstaaten, die nun als Lösung für die Probleme einer globalisierten und fragmentierten, holistisch nicht mehr begreifbaren Welt reaktiviert wird.

## **Kultur als Medium sozialer Verhandlungen**

Es gehört zu den Lernprozessen der gemeinsamen Arbeit im Cluster, dass Zurechnungen auf ‚Kultur‘ oder ‚Religion‘ nicht einfach als Faktum akzeptiert und als Erweiterung kulturwissenschaftlicher Zuständigkeit willkommen heißen werden dürfen. Vielmehr handelt es sich um diskursive Operationen, die in nachgerade dezisionistischer Weise oft erst die Verhältnisse schaffen, von denen sie sprechen. Das gilt in prominenter Weise für Samuel Huntingtons berühmte Wortprägung vom Kampf der Kulturen (clash of civilizations), die von Ethnonationalisten jeglicher Couleur dankbar aufgegriffen und instrumentalisiert wurde (A. Sen). Der Cluster hat sich von Anfang an gegen ein solches Modell homogener Blöcke im Großen oder im Kleinen entschieden, ebenso wie gegen die Vorstellung von ‚Kultur‘ als einer separaten sozialen Sphäre. Stattdessen wurde im Einrichtungsantrag vorgeschlagen, „Kultur als eine Art universales Kommunikationsmedium anzusetzen, in dem soziale Akteure sich auf die Relativität ihrer wechselseitigen Lebens- und Erfahrungsformen ansprechen können“. An anderer Stelle wurde diese Bestimmung folgendermaßen präzisiert:

Wenn man ‚Kultur‘ als Ermöglichungsgrund von Kommunikation unter ungeklärten Rahmenbedingungen versteht, dann reicht es nicht aus, sie nach einem verbreiteten Verständnis des Wortes allein auf eine vorgängige Gemeinschaft von Sprache, Religion, Erziehung usw. zu verpflichten. Vielmehr müssen solche Ansätze um einen differenz- und dissenstheoretischen Begriff von Kultur erweitert werden, der auf Situationen Anwendung findet, in denen Gemeinschaft gerade nicht vorausgesetzt werden kann.

Diesem Ansatz liegt die Auffassung zugrunde, dass gerade moderne Gesellschaften es sich leisten können, Konsensualität als Grundlage gedeihlichen Zusammenlebens nur in einem geringen Maß und mit geringer Tiefe einzufordern. In den Forschungen des Clusters hat es sich aus zwei Gründen als äußerst fruchtbar erwiesen, ‚Kultur‘ modellhaft als Interface und nicht als Container zu beschreiben. Erstens schließt ein solcher Kulturbegriff praxeologische und institutionelle Analysen in sich ein. Er richtet die Aufmerksamkeit – um nochmals ein aktuelles und naheliegendes Beispiel zu nennen – nicht nur darauf, wie sich z.B. eine deutsche ‚Identität‘ oder ‚Kultur‘ im Fragenkatalog eines Staatsbürgerschaftstests manifestiert, sondern wie diese Tests eingesetzt werden und mit welchen administrativen Regelungen sie sich verbinden: einschließlich aller Dissonanzen zwischen Verwaltungsvorschrift und Alltagshandeln, zwischen offizieller Verlautbarung und stillschweigend geduldeter (oder machtlos ignorierte) Immigration. Es geht also weniger um eine kompakte Einheit als um das Gewirr der politischen, lebensweltlichen rechts- und verwaltungstechnischen Signale, als das den Immigranten „deutsche Kultur“ entgegenkommt.

Zweitens eröffnet ein Ansatz, der Kulturen von ihren Rändern und Kontaktzonen her konzeptualisiert, nämlich als Ensembles von Praktiken, die in verschiedenen Dimensionen – räumlich, lebensweltlich, ästhetisch, ideologisch, institutionell – auf sehr uneinheitliche und oft widersprüchliche Weise ausgeübt werden, ein weites Feld historischer Analyse. Dabei lässt sich zeigen, dass die verlorene Einheit, deren Wiederherstellung erträumt wird, ein Mythos ist, der zumal in Europa (aber nicht nur dort) großen politischen Nachhall erzeugt. Minderer Konsens und

suspendierte Einheitsforcierung sind indessen auch in früheren Kulturen islamischer und christlicher Dominanz zu beobachten und wahrscheinlich auch hier die Ursache für ein funktionierendes Zusammenleben – so unter den Bedingungen faktischer Multikulturalität und Multireligiosität in den europäischen und westasiatischen Kulturen vor 1500.

Umgekehrt stellt sich heraus, dass die Gegenwart mit ihren Erfahrungen einer durch Migration verursachten religiösen und kulturellen Vielfalt so einzigartig nicht ist, wie es ihr selbst scheint. Die Existenz mehr oder weniger geduldeter Minderheiten und Migranten war auch vorher schon der Normalfall, nicht die Ausnahme. Auch dass sich Gesellschaften nicht aus sich selbst heraus zu reproduzieren vermögen und demographisch durch Zu- und Abwanderung regulieren, ist kein modernes, etwa dem vieldiskutierten Geburtenrückgang geschuldetes Phänomen. Das zeigt ein Blick ins Mittelalter, dessen Städte ohne Zuwanderung von außen bald zu Dörfern verkommen wären. Zu groß waren infolge regelmäßig wiederkehrender Seuchen und hoher Kindersterblichkeit die demographischen Verluste. Ähnlich heutigen Anwerbeaktionen mussten damals obrigkeitlich Anreize geschaffen werden, um fremde Handwerker anzulocken. Und ähnlich den Schwankungen heute folgten auf Phasen mit Arbeitskräftemangel Phasen mit Personalüberschuss. Gesteuert wurde die Zuwanderung bald über sinkende, bald über steigende Aufnahmegebühren. Intensiv hat sich die Sozialgeschichte mit den spätmittelalterlichen Migrationsbewegungen befasst, auch mit den Konflikten, die sich neben den Juden an den Geldverleihern aus Frankreich und Italien entluden. Kulturhistorisch ist das Phänomen der Migration allerdings nicht einmal in Ansätzen erschlossen. Dementsprechend wenig ist über die kulturellen Grundlagen von Immigration in den Sozialitäten der Vormoderne bekannt, von der Sprache über den Habitus bis hin zum Wunsch, sich der neuen Umgebung anzupassen oder heimatliche Gepflogenheiten beizubehalten.

## **Exemplarische Konkretisierungen und neue Akzente**

### ***1. Epistemologie: Kultur und Struktur***

Immer wieder geht die Frage nach den kulturellen Grundlagen von Integration/Desintegration unmittelbar in epistemologische Überlegungen über. Im Einrichtungsantrag war die Arbeitshypothese aufgestellt worden, „dass kulturelle Mechanismen und Gesetzmäßigkeiten bereits auf der Ebene basaler gesellschaftlicher Steuerungen wirksam sind“. Zu diesen Steuerungselementen gehören die kognitiven und epistemischen Prozesse, durch die Gesellschaften sich in ein reflexives Verhältnis zu sich selber setzen und operativ auf sich selbst Bezug nehmen können, und zwar in den Thematisierungsweisen ihrer Funktionssysteme ebenso wie in der Arena einer weitgehend funktionsunspezifischen, fluktuierenden Öffentlichkeit. Das lenkt den Blick einerseits auf die Produktionsbedingungen gesellschaftlichen Wissens, andererseits auf den Einfluss, den dieses Wissen auf soziale Vorgänge ausübt – im Vokabular der Systemtheorie: auf das Wechselverhältnis zwischen Beobachten und Operieren. Auf längere Zyklen berechnet, geht es um die Frage, inwieweit das cultural mapping von Gesellschaften, das unter bestimmten Strukturbedingungen erzeugt wurde, wiederum auf den Wandel dieser Strukturen einwirkt.

Konkreter auf den Aspekt von Integration/Desintegration bezogen, ist in diesem Zusammenhang danach zu fragen, wie sich die kulturelle Integration, d.h. die „Partizipation am Symbolsystem“, und die strukturelle Integration „in das Positionssystem einer Gesellschaft“ zueinander verhalten (K. Imhof). Nach allen im Cluster darüber geführten Diskussionen ist klar, dass sich hierauf keine verallgemeinernden Antworten geben lassen. Zwar wird häufig mit der Prämisse operiert, dass es einen gewissen Gleichlauf zwischen symbolischer Partizipation und struktureller Integration gibt.

Andererseits jedoch sind zahlreiche Beispiele dafür zu finden, dass symbolische Partizipation der Besetzung von Strukturpositionen vorseilt (etwa im Fall von Aufwärtsmobilität) oder dass die herrschende kulturelle Semantik in Widerspruch zum sozialen Positionssystem tritt. Irritierend ist die Vielzahl der Fälle, in denen Unterschichten sich Diskurskonventionen der Oberschichten zu Eigen machen, durch die sie selbst benachteiligt und marginalisiert werden. Zudem werden offizielle Hochsemantiken regelmäßig einem gesellschaftlichen ‚outsourcing‘ unterworfen, d.h. einer oft faktisch marginalisierten Elite anvertraut. Keineswegs bilden Semantiken die Sozialstruktur homolog ab. So sind Vergesellschaftungsformen, die sich vor allem durch Interaktion und Nahkommunikation integrieren, aber in der Fläche aus oft nur sehr lose miteinander verbundenen sozialen Inseln bestehen (z.B. im europäischen Mittelalter), gleichwohl imstande, eine alle Glieder hierarchisch umfassende, hochintegrierte Sozialesemantik hervorzubringen. Demgegenüber scheint es für die Moderne charakteristisch zu sein, dass ein hoher Grad an funktioneller Integration auf der Ebene einzelner Systeme mit inkohärenten Selbstsymbolisierungen einhergeht.

Gegen die These eines Gleichlaufs von Sozialstruktur und kultureller Semantik lässt sich deshalb, zumindest fallweise, die Gegenthese einer Komplementaritätsbeziehung zwischen beiden anführen. Umfassend integrierte und infrastrukturell dicht vernetzte Gesellschaften können sich semantische Inkonsistenz leisten, während umgekehrt die Schwäche sozialer Bindungen über einen gewissen Zeitraum durch die over-coherence von ideologischen Einheitssuggestionen überspielt werden kann. Solche Mechanismen sind auch konflikttheoretisch relevant. In einer inzwischen klassischen Studie aus dem Jahr 1985 hat Mark Granovetter dargelegt, dass Konfliktintensität mit dem Grad sozialer Integration nicht sinkt, sondern steigt. Nur niederschwellige und kurzlebige Konflikte lassen sich ohne kooperatives Verhalten, d.h. ohne Solidarbeziehungen auf beiden Seiten der Konfliktlinie ausagieren. Solidarität beruht auf symbolischer Vergewisserung durch Vertrauensbildung. Anders als eine verbreitete Moderne-Diagnostik will und in die Modelle der klassischen Soziologie einbeschrieben hat, ist nicht die vollständige Atomisierung von Gesellschaften das Problem, sondern ihr Zerfall in stark integrierte, aber verfeindete Gruppen. Zu den Voraussetzungen der Konflikteskalation zählt indessen nicht nur die Verständigung innerhalb der eigenen Gruppe, sondern paradoxerweise auch zwischen den Konfliktparteien – mit dem bekannten Effekt einer ideologischen und Interessenkonvergenz der Hardliner auf beiden Seiten. Wie in solchen Fällen über die Frontlinie hinweg Teilbündnisse entstehen und symbolische Transaktionen getätigt werden, zählt zu den Fragen, die aus sozialwissenschaftlicher Sicht im Forschungsfeld C, mit kulturwissenschaftlicher Akzentuierung in Forschungsfeld B bearbeitet werden.

## ***2. Nichtwestliche Sozialontologien und Begriffswelten***

Ein Aspekt, der bei der Forschungsarbeit verstärkt Gewicht erhalten soll, ist der Zusammenhang der Problematik von Integration/Desintegration mit gesellschaftlich kurrenten Seinsannahmen. Die Bedeutung von Ontologien ist jüngst in ethnologischen Studien hervorgehoben worden, die bemüht sind, fremdkulturelle Alterität spezifizierbar und beschreibbar zu machen – mit dem Argument, dass Untersuchungen über die Diversität und Heterogenität von Seinsannahmen einen vielversprechenden Schritt darstellen, die unhintergehbare Perspektivität soziokultureller Lebenswelten zu erschließen (A. Henare/S. Wastell, E. Viveiros de Castro).

Diese Diskussion aufgreifend und in Weiterführung von John Searles Konzept der „Sozialontologie“ geht es hier vor allem darum, der Kernfrage des Clusters nach den „kulturellen Grundlagen von Integration“ mit einem ethnographisch-befremdenden Blick auf empirische

Variationen ontologischer Bedingtheitsannahmen von ‚Integration‘ und ‚Desintegration‘ nachzugehen. Als Ausgangspunkt dient dabei zum einen die Beobachtung, dass sich „das Soziale“ seit Mitte des 19. Jahrhunderts nicht nur im engeren Sinne als Forschungsgegenstand der entstehenden Soziologie etabliert, sondern auch zu einem transdisziplinären Bezugspunkt moderner kultureller Selbstreflexion wird. Da das Soziale als Phänomen allerdings keine fassbare Gestalt hat, fordert es unterschiedliche Versuche zu seiner Vergegenständlichung (u.a. durch Staatsbeamte, Philanthropen, Reporter, Ethnologen und Statistiker) heraus, mittels deren Beobachtungs-, Aufzeichnungs- und Repräsentationstechniken „das Soziale“ letztlich erst als „epistemisches Ding“ (H.-J. Rheinberger) konstruiert wird. Zum anderen ist festzuhalten, dass die wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Theoretisierungen des Sozialen stets die Existenz bestimmter ontologischer Gegebenheiten zugrundelegen, denen zentripetale bzw. -fugale Eigenschaften zugeschrieben werden und die in den entsprechenden Theoretisierungen folglich als prätheoretische Voraussetzung für Sozialität bzw. Dissozialität gesetzt werden. In der Geschichte der Kultur- und Sozialwissenschaften waren solche Voraussetzungen des Sozialen unter anderem ‚Sprache‘, ‚Kultur‘, ‚Emotion‘, ‚Trieb‘, ‚Rationalität‘, ‚Macht‘ und ‚Gewalt‘.

Ein Vergleich mit Sozialitäten der Vormoderne und des globalen Südens zeigt jedoch, dass diese Ontologien des Sozialen keine transversale Gültigkeit beanspruchen können. So ist Durkheims Analyse der kollektiven Effervescenz in der rituellen Konstitution mechanischer Solidarität für die Mitglieder der Gesellschaften im außereuropäischen Raum unverständlich, bei denen ‚Emotion‘ nicht zum Gegebenen gehört (C. Lutz/G. M. White). Für die modernen Gesellschaften des globalen Nordens bleiben wiederum Ontologien des Sozialen erklärungsbedürftig, bei denen beispielsweise die Grenzen zwischen tierischen und menschlich-gesellschaftlichen Existenzformen fließend sind, wie dies u.a. für Amazonien und Sibirien dokumentiert wurde (J. Grim, R. Willerslev). Auch die Idee der aktiven Beteiligung von Geistwesen bei der Konstituierung gesellschaftlichen Lebens, beispielsweise in Form von Ahnengeistern, die in vielen Gesellschaften des globalen Südens verbreitet ist, beruht auf einer Ontologie des Sozialen, die im globalen Norden der Gegenwart so gut wie keine Relevanz (mehr) hat (I. Kopytoff).

Vor dem Hintergrund dieser erklärungsbedürftigen Unterschiede wird die Forschungsarbeit im Cluster also verstärkt darauf abzielen, unterschiedliche Ontologien des Sozialen zu erfassen, um im Sinne einer kultur- und sozialwissenschaftlichen Grundlagenforschung herauszuarbeiten, in welcher Weise und mit welchen Effekten ‚Integration‘ und ‚Desintegration‘ auf Seinsannahmen auflagern. In der Perspektive einer Eigenethnographie Europas lässt sich diese Thematik mit der Frage verknüpfen, welche semantische und gesellschaftliche Funktion die zahlreichen Kollektivsingularbildungen seit dem 18. Jahrhundert (‚Geschichte‘, ‚Gesellschaft‘, ‚Kultur‘, ‚Kunst‘, ‚Technik‘ u.a.) erfüllen und inwiefern sie sich als eine ‚Dämonologie der Moderne‘ verstehen lassen.

In der Gegenrichtung der globalen kulturellen Einflussbeziehungen soll untersucht werden, welche allochthonen Begriffe ihren Weg in die kulturellen Selbstbeschreibungen des Westens gefunden haben und nicht zuletzt zu Grundbausteinen der kultur- und sozialwissenschaftlichen Theoriearbeit geworden sind. Ausgangspunkt dieses von der Geschichte der Ethnologie inspirierten Schwerpunktes ist die Beobachtung, dass in der westlichen Ideengeschichte wiederholt fremdsprachliche Ausdrücke außereuropäischer Kulturen aufgegriffen und in die eigensprachliche Verwendungen überführt wurden, um damit bestimmte, oftmals neuartige Ideen oder Phänomenbereiche benennbar zu machen (z.B. Tabu, Mana, Potlatch). Im Unterschied zur frühen Kontaktgeschichte und zu historischen Schlüsselszenen des Kolonialismus kann für die jüngere Vergangenheit und Gegenwart jedoch festgestellt werden, dass solch eine Einfuhr

allochthoner Begrifflichkeiten selten geworden ist, wodurch – so die These – ein wichtiger heuristischer Input zur Reflexion und Modifikation konventionalisierter Perspektiven in Denksystemen des globalen Nordens verloren geht. Vor diesem Hintergrund soll damit experimentiert werden, durch den gezielten Einbau allochthoner Begriffe in die kulturwissenschaftliche Theoriearchitektur einen Effekt der ‚Selbstverfremdung‘ und damit einen epistemologischen Zugewinn zu erreichen.

### **3. Ähnlichkeit**

Schon in den postkolonialen Theorien der vergangenen Jahrzehnte wurde das Konzept der Identität einer grundlegenden Kritik unterzogen. Die Kulturwissenschaften, die aus der Krise des westlichen Universalismus kolonialzeitlicher Prägung hervorgegangen sind, haben angestammte Hierarchien aufgebrochen, indem sie ihren Fokus von der Mehrheitsgesellschaft auf Minoritäten verschoben und die Sprechhandlungen marginaler bzw. subalternen Akteure aufwerteten. Im Mittelpunkt dieser Umorientierung stand der Begriff der Differenz. Allerdings bleibt auch die postkoloniale Umgewichtung auf Differenz und Alterität in ironischer Weise kolonialen Denkformen verhaftet. Denn um das Gegenüber, der postkolonialen Ethik gemäß, in seiner irreduziblen Andersheit anzuerkennen, muss es erst zu einem Anderen erklärt, das heißt bis zu einem gewissen Grad andersartig gemacht werden. Der Alteritätsdiskurs ist nolens volens auch ein Diskurs der Alterisierung; die Akzeptanz und Verständigung, die er sucht, beruhen nach wie vor auf der stillschweigenden Prämisse einer herrschenden Unterscheidung. So wird die Grenze selbst dort bestätigt, wo das erklärte Ziel in ihrer Durchbrechung besteht.

Überdies sind antihegemoniale Gesten nur so lange virulent, wie sie sich an einem starken, identifizierbaren Hegemon abarbeiten. Wenn auf allen sozialen Organisationsebenen vormals kompakte Majoritäten in eine unübersichtliche Vielfalt von Fraktionen zerfallen, verlieren solche semantischen Umkehroperationen an Energie. Die Forschungen im Cluster, hier in enger Abstimmung mit der Agenda des Graduiertenkollegs „Die Figur des Dritten“, haben die methodologische Annahme bestätigt, dass dichotomische Ansätze auch in ihrer dekonstruktiv-postkolonialen Umgewichtung nicht hinreichen, sich den komplexen weltgesellschaftlichen und plurikulturellen Phänomenen des 21. Jahrhunderts anzunähern. Statt der Dramatisierung von Identität eine inverse Dramatisierung von Differenz entgegenzustellen, empfiehlt es sich, das Verhältnis zwischen Eigenem und Fremdem insgesamt zu diversifizieren – durch die Einsicht, dass derartige Dualismen niemals das ganze Bild zeigen, sondern unvollständig und reduktionistisch sind (I. Därmann).

In den Diskussionen zwischen Clusterangehörigen und Kooperationspartner hat sich ‚Ähnlichkeit‘ als eine dafür geeignete Gedankenfigur erwiesen. Die Wiederentdeckung dieser halb in Vergessenheit geratenen Kategorie geht auf eine Anregung des Kollegen Anil Bhatti aus New Delhi zurück; sie reagiert auf ein Unbehagen an den kolonialen Implikationen, die sich als begriffliche Erinnerungsspur noch in der postkolonialen Theoriebildung finden. Der Begriff der ‚Ähnlichkeit‘ soll demgegenüber ein post-postkoloniales und kosmopolitisches Untersuchungsfeld erschließen, in dem das bewegliche Zusammenspiel von partiellen Übereinstimmungen und partiellen Abweichungen ausgelotet werden kann und das seinerseits hinreichend elastisch ist, um die Lebens- und Zeichenpraxis von Gesellschaften ohne eindeutig-strikte Grenzziehungen erfassbar zu machen. Durch die wechselnde Perspektive auf Ähnlichkeit (similarity) bzw. Unähnlichkeit (difference) soll Überlappungen und Abstufungen in kulturellen Zusammenhängen und konkreten Kontexten auf flexiblere und differenzierte Weise Rechnung getragen werden.

Im deutschen Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts wurde der ‚Witz‘ (im Sinne von Ingenium) als eine Fähigkeit verstanden, überraschende Ähnlichkeiten im Unähnlichen herzustellen. Die Herstellung von Ähnlichkeit im Unähnlichen ist aber auch eine wichtige kulturelle Ressource, um Festlegungen von Identität und Differenz zu unterlaufen. Der Begriff der ‚Ähnlichkeit‘ verbindet sich mit dem Konzept der ‚mehrfachen Mitgliedschaft‘ in unterschiedlichen Identitäten und erlaubt in diesem Sinne Akte der Umperspektivierung, die aus der „Identitätsfalle“ (A. Sen) herausführen. Um diesen Begriff, dessen Potential im Gegensatz zum Begriff der Differenz noch nicht systematisch entwickelt worden ist, hat sich ein internationaler und interdisziplinärer Arbeitskreis aus Literatur- und Politikwissenschaftler, Historiker und Ethnologen gebildet, der von der Fritz Thyssen Stiftung anfinanziert wurde und in der zweiten Bewilligungsphase, ergänzt um afrikanische Wissenschaftler, eine wichtige Stellung im Rahmen des Clusters bzw. der Clusterkooperationen einnehmen soll.

Anders als die Kategorie der Identität, die eine strenge Konsistenzprüfung und entsprechende Zugehörigkeitsregeln voraussetzt, eignet sich ‚Ähnlichkeit‘ für eine – theoretisch reflektierte – Hermeneutik des Vorläufigen. Sie schwebt gewissermaßen ohne genauen Ort in der Übergangszone zwischen dem Selben und dem Anderen, dem Eigenen und dem Fremden. Der Begriff setzt also, seiner semantischen Beschaffenheit nach, Unschärfe an die Stelle scharfer Grenzen und Grenz widersprüche. In dieser Perspektive verbinden sich kulturtheoretische mit wissenssoziologischen und -geschichtlichen Ansätzen, die den Fokus auf die Bearbeitung unfertigen Wissens richten und Praktiken eines Wahrheitsvollzugs in actu untersuchen, wozu auch das Austesten von Prozessverläufen und Kausalitätsverhältnissen mittels kontrafaktischer Gedankenexperimente gehört (vgl. die Konstanzer Forschungsgruppe „What if“).

Für die Forschungen des Clusters entfaltet der Begriff ‚Ähnlichkeit‘ sein spezifisches Potential als Teil eines Vokabulars, das sich der kulturwissenschaftlichen Fixierung auf Alterität entzieht und zu einer Entdramatisierung von Differenz führt. Damit erweist sich dieser Begriff als eine im emphatischen Sinn zivilgesellschaftliche Kategorie, sowohl im Sinne der gezielten Nichtbeachtung von Differenz und der Akzeptanz von Intransparenz, als auch im Sinne der Anerkennung des Anderen als Gleichem auf der Basis verbindender menschlicher Grundrechte und Grundbedürfnisse. (Hier bestehen Querverbindungen zum Forschungsfeld B über unvollständige Information und Formen der Nichtbeachtung). Das Konzept der Ähnlichkeit hat somit auch wichtige kulturpolitische Konsequenzen: Es hilft, scharfe Trennungslinien aufzuweichen mit Blick auf übergreifende Integrationsformen wie religiöser Synkretismus, Sprachenvielfalt, Mehrsprachigkeit, Plurikulturalität, fuzzy identities, Schwebezustände. Synkretismus ist hierbei nicht als Minderform oder Verfallsstadium zu verstehen, sondern als ‚normaler‘ Modus, in dem kulturelle Ideendiffusion vor sich geht. Relevant ist dieser Ansatz für die Geisteswissenschaften insbesondere dort, wo mit komparatistischen Ansätzen gearbeitet und kulturelle wie sprachliche Übersetzungsprozesse im Horizont von Weltliteratur bzw. Weltkultur beobachtet werden. Vor dem Hintergrund solcher Differenzierungen kann Fremdheit, zumal in modernen Gesellschaften, im Sinn von Armin Nassehi als Lebensform und kulturelle Ressource begriffen werden. Dies soll in Projekten geschehen, die in der Sozial-, Kultur- und Literaturgeschichte des Fremden nicht makrosemantisch auf Abgrenzung und Projektion, sondern mikroanalytisch auf Akteursketten, Tausch- und Übersetzungsprozesse, kurz: auf situative Solidaritäten auf engem Raum fokussieren.

#### **4. Kulturen der Ökonomie**

In vielen Arbeitsvorhaben der ersten Förderphase wurde die ökonomische Dimension der Integrationsproblematik mitbehandelt, auch wenn es dazu kein eigens ausgewiesenes

Forschungsfeld gab. Eine prominente Stellung nimmt die Ökonomie in den Forschungen der Nachwuchsgruppe „Normgenese“ ein, die sich aus juristischer Perspektive unter anderem mit der Regulierung der Finanzmärkte befassen und darin ein Versuchslabor für neue Strategien der Entstehung und Anwendung von Rechtsnormen erkennen. Geht es hier um die rechtliche, in der Regel territorialstaatlich limitierte Einfassung eines globalen Systems, so beschäftigen sich andere Projekte mit konzeptuellen und semantischen Fassungen des Ökonomischen: mit der Heilsökonomie der Reformationszeit (M. Sandl), Konzeptualisierungen des sozialen Aufstiegs im 19. Jahrhundert (B. Kleeberg) und mit dem Begriff der Klasse, der zum Anlass genommen wird, nach der „kulturellen Verfasstheit einer basalen Kategorie der Gesellschaft“ zu fragen (E. Blome/P.Eiden-Offe/M. Weinberg). Dass ausgerechnet die Kategorie der Klasse – lange Zeit Inbegriff ‚harter‘ sozio-ökonomischer Determinierung – auf ihre ‚weichen‘, kulturellen Bedingtheiten und Konsequenzen hin untersucht wird, heißt allerdings nicht, dass die sozio-ökonomische Spaltung moderner Industriegesellschaften in die kulturellen Mechanismen ihrer Prozessierung aufgelöst werden kann. Das letztgenannte Forschungsprojekt trägt insofern dazu bei, die „Kulturellen Grundlagen“, die der Cluster im Titel trägt, in einem nicht-fundamentalistischen Sinn zu präzisieren.

Neben dem Spektrum solcher historischer Untersuchungen, die eine Vorstellung davon vermitteln, dass der Referenzbereich ‚Ökonomie‘ sich seinerseits wandelt und von konzeptgeschichtlichen Entwicklungen abhängig ist, soll künftig verstärkt auch der aktuelle arbeitsmarktliche und sozialpolitische Aspekt von Integration berücksichtigt werden. Was mit Blick auf Integrationsprobleme durch Migration ausgeführt wurde, lässt sich in analoger Weise auf weitere Bereiche ökonomischer und sozialer Verteilungskämpfe beziehen. Zu denken ist etwa an die abnehmende integrative Performanz von postindustriellen Arbeitsmärkten, in denen sich prekäre Beschäftigung häuft, oder die wachsende Einkommensungleichheit in den meisten westlichen Demokratien. In all diesen Bereichen bröckelt die politische und ökonomische Ordnung, welche soziale Kohäsion in der Nachkriegszeit materiell ermöglicht hat. Daraus ergeben sich neue Spannungslinien und Muster sozialer Desintegration, die wiederum auf ganz unterschiedliche Weise diskursiv thematisiert, kulturell perzipiert und politisch instrumentalisiert werden. Zumal seit den einschneidenden Finanzkrisen der Jahre 2000 und 2008 steht die kapitalistische Wirtschaftsform als ganze, und insbesondere ihre Spielart der sozialen Marktwirtschaft, vor einem akuten Integrations- und Legitimationsproblem. Insofern ist die ökonomische Bedingtheit kultureller Prozesse und die kulturelle Bedingtheit ökonomischer Prozesse zentral für das Forschungsprogramm des Clusters. Um diesem Sachverhalt in angemessener Form Rechnung zu tragen, ist für die zweite Laufzeit ein eigener Forschungsschwerpunkt „Kulturen der Ökonomie“ vorgesehen, der transversal in verschiedenen Forschungsfeldern inhaltliche Akzente setzt. Damit verbindet sich das Ziel, das im Cluster repräsentierte Spektrum empirischer Verfahren und theoretischer Ansätze zu erweitern, um in einem kontrollierten Methodenpluralismus klassisch politökonomische Forschung für kulturwissenschaftliche Fragestellungen – insbesondere auch kultur- und sozialanthropologischer Provenienz – zu öffnen.

Die Ausgangsthese des Schwerpunktes „Kulturen der Ökonomie“ lautet, dass auch ökonomische Entscheidungsprozesse und materielle Verteilungskämpfe kulturell geprägt sind. Diese Prägung zeigt sich vor allem im Vergleich von institutionellen Ordnungen (z.B. Länder, ökonomische Systeme oder Politikfelder). Institutionen werden in einem soziologischen Sinn als formelle und informelle Handlungsnormen verstanden, welche nicht nur ökonomische Kosten- und Nutzenrechnungen beeinflussen, sondern auch eine normative und identitäre Wirkung entfalten, wodurch die Grenzen des Möglichen und Denkbaren abgesteckt werden. Wie gesellschaftliche Akteure auf Herausforderungen wie Post-Industrialisierung, Globalisierung, Migration oder

demographischen Wandel reagieren, hängt entsprechend davon ab, was kulturbedingt als plausibel, realistisch oder erträglich erscheint. Dies beginnt bei der Problemdefinition – der Wahrnehmung und Konstruktion der zu lösenden Probleme im politischen Raum – und es betrifft auch die Problemlösung, also die politischen Prozesse, die eine bestimmte Reaktion oder eben das Ausbleiben einer solchen (siehe das Forschungsfeld B zu „Nicht-Wissen“) bewirken. Was für einen Akteur (z.B. eine Regierung) oder ein Land eine gangbare Option ist, kann für einen anderen Akteur oder ein Land außerhalb des Denkmöglichen oder politisch Vermittelbaren liegen.

Kulturwissenschaftliche Ansätze sind in der politischen Ökonomie nicht dominant. Der mainstream der Ökonomen hält an einem Modell universeller, vollständiger und individueller Rationalität fest, unabhängig von situativen, institutionellen oder kulturellen Kontextfaktoren. Diese orthodoxe Sicht wird jedoch gerade in der Politökonomie durchbrochen. Zwei Ansätze sind dabei zentral. Zum einen geht es um den Einfluss von Ideen und Diskursen auf politische Prozesse. Wann und warum ändern sich die dominanten Vorstellungen von ökonomischer Rationalität? Warum fällt der gleiche Diskurs und Ideenbestand in unterschiedlichen Ländern auf unterschiedlich fruchtbaren Boden? Der zweite Ansatz hat sich aus neo-institutionalistischen Theorien entwickelt, welche Institutionen nicht nur als formelle Regeln definieren, sondern auch als gewachsene, informelle Normen, die das Denken und den Möglichkeitssinn der Akteure steuern. Hier ist vor allem der Ansatz der „Varieties of Capitalism“ (P. A. Hall/D. Soskice) relevant, der postuliert, dass unterschiedliche Formen kapitalistischer Regulierung erfolgreich und stabil sein können. Sowohl koordinierte (europäische) als auch liberale (angelsächsische) Marktwirtschaften können funktionierende Gleichgewichte sein, welche nicht konvergieren. Mit einem rein individualistischen, rationalistischen Ansatz ist dies nicht zu erklären. Nur wenn man einbezieht, dass Institutionen über die Zeit kulturelle Wirkung entfalten und Verhaltensnormen errichten, wird verständlich, dass Ökonomien nicht beliebig von einem zum anderen Gleichgewicht wechseln können.